

Der Ueberwinder [Fortsetzung]

Autor(en): **Aeby, Alfons**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **26 (1936)**

Heft 6

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635552>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 6 - 26. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

8. Februar 1936

Dem Leben eine Seele. Von Maria Feesche.

Das Leben ist so kurz, und deine Tage rinnen
Wie eine Flut. Der Weg läuft unter deinen
Schritten,
Bald sind die Erdenjahre dir dahingeglitten
Wie leichte Fäden, die geschäft'ge Hände spinnen.
So wertlos arm, ein ödes Brachland ist das Leben,
Es hat nicht reiche Hände, um dich zu beschenken;
Du selber mußt erst Brunnen graben, die dich tränken,
Du mußt der weiten Wüste erst Oasen geben.

Und Lichter mußt du an den Lebensweg dir stellen:
Glück, Lieben, frohes Schaffen — wie du sie magst
nennen;
Entzündeten am ew'gen Licht sie nur ihr Brennen,
Wird dir der Glanz der Straße Schritt um Schritt erhellen.
So wird dir — ob die Jahre wie ein Rauch entschweben —
Die Erdenzeit ein Weg sein, den sich's lohnt, zu wandern
Von einem Meilenstein getrost und froh zum andern;
Du gabst — du Reicher — eine Seele deinem Leben.

Der Ueberwinder. Roman von Alfons Aeby.

6

Lothar klaubte sich die Finger und suchte nach einer Formel, um die erschlossenen Glückspforten nicht wieder zuzuschlappen zu lassen. Aber er besaß nicht die geschäftlich rasch entschlossene Art. Schon stand der Direktor auf und sagte: „Nun kommen Sie. Papierene Besprechungen verursachen Durst.“

Er faßte den Lehrer am Arm und führte ihn in ein großes, behagliches Gemach. Hier rief er seiner Tochter Claire.

Das Mädchen erschien unverweilt, in gewähltem Hauskleid, eine blonde Schönheit, die den jungen Lehrer verblüffte. Sie nahm den Auftrag des Vaters, einen Imbiß zu bestellen, freundlich entgegen. Nach kurzem kam sie wieder, den reichlich gedeckten Servierboy vor sich herschiebend. Die Herren hatten bereits in einer gemütlichen Fensternische Platz genommen.

Das Fräulein bediente mit aufmerksamer Anmut und beteiligte sich am Gespräche mit der Sicherheit einer Frau, die etwas zu sagen hat, und die ihre Gedanken auch angenehm zu vermitteln versteht.

Lothar verwunderte sich recht, ein Mädchen so klug und selbstsicher sprechen zu hören. Durchwärmt von dem geschlürftsten Tee, dem Wein und den lederen Speisen, verträumt von der ungewohnt berausenden Behaglichkeit und bezaubert von der Tochter des Hauses, erkühnte er sich zum Wunsche, dereinst eine solche Frau sein eigen zu nennen.

Er wiegte sich gar im Glauben, der Direktor wolle ihn um der Tochter willen in den Kreis der Presse seiner Ideen hineinziehen. Nun bereute er, nicht gleich mit Ja und Amen angenommen zu haben und hielt die Zusage bereit, wenn der Fabrikherr nochmals darauf zurückkäme.

Das ließ nun freilich auf sich warten. Das Gespräch segelte von den bürgerlichen und sozialen, engen Verhältnissen des Dorfes gar bald in die weite Welt hinaus. Der Direktor saß am Steuer und bewies, daß er die breiten Straßen vieler Länder kannte und gern bei jenen Raft hielt, die für Wirtschaft und Handel von Bedeutung waren. Dabei bekamen die Landschaften, die Städte und fremden Menschen ein scharf umrissenes Profil, wie es der Lehramtskandidat Waldauer in keiner Geographiestunde empfangen hatte. Auch verstand es Claire, an der so selbstverständlich scheinenden Lebensflugheit und Menschenkenntnis des Vaters durch geschickte Fragen und natürliche Antworten immer neue Quellen zu erschließen.

Beschämt erkannte der Lehrer, wie kümmerlich es um seine Auslandskenntnisse bestellt war. Je mehr der Direktor seinen geistigen Reichtum entfaltete, desto mehr fand sich Lothar kläglich entblößt und in den Winkel geringer Menschen gedrängt und ebenso sehr schien ihm Claire entschwinden zu wollen.

Aus wehleidiger Träumerei fuhr er auf, als der Direktor sich plötzlich erhob und mit sachlicher Stimme sprach:

„So, Herr Lehrer, ich hoffe, es hat Ihnen in unserem Milieu gefallen. Glauben Sie noch, Sie seien am unrichtigen und falschen Blase?“

Die Tochter lachte munter. Sie wollte die herben Worte des Vaters mildern. „Vater, bitte, das schlimme Wörtchen falsch darfst du weglassen.“

„Dir zuliebe gern“, entgegnete der Vater ernst, „aber wir haben es hier mit einem Lehrer zu tun; die lieben die schmückenden Beiwörter oft mehr als die Begriffswörter selbst. Die Lehrer mögen die besten Menschen sein, aber sie sind von Berufs wegen mißtrauisch.“

Da erwachte Lothar und erwiderte: „Wir sind keineswegs mißtrauisch, vielmehr sind wir in unserem Idealismus oft nicht einmal so klug, daß wir in unserem Handeln das Richtige treffen.“

„Dann nehmen Sie mein Anerbieten an, und Sie treffen das Richtige“, sagte der Direktor.

Lothar entgegnete rasch: „Ich bin Ihnen dankbar, Herr Direktor! Ich werde in den „Landboten“ schreiben. Nur möchte ich keineswegs gebunden sein.“

„Sie sind in Ihren Ausführungen völlig frei. Der Freisinn haßt ja auch die starren Formeln, die für Leib und Geist eines Volkes Gift sind. Schreiben Sie mit gesundem Temperament!“

„Ich freue mich, in Ihnen einen Schriftsteller kennen zu lernen, Herr Lehrer“, sagte Claire, die schönen Augen strahlend auf den jungen Mann gerichtet.

Nun sah er erst recht, wie stark und schön das Mädchen gewachsen war. Alle zagen Gedanken verflogen, als sie ihm spontan die Hand reichte.

Von draußen trat der Sohn des Hauses geräuschvoll in die Vorhalle. Die ganze Hundemeute umgab ihn. In der Hand wog er ein Vögelchen, das er geschossen hatte.

Claire äußerte ihr Bedauern. Der Bruder herrschte sie an: „Keine Sentimentalität. Sie haben schon gepaart. Dies ist ein Männchen. Einige mehr oder weniger tilgen die Rasse nicht aus.“ Dann wandte er sich an den Lehrer und fragte schlau prüfend nach der Art des Vogels.

Der Lehrer wußte sogleich Bescheid: „Eine gelbe Bachstelze?“

„Nützlich?“ fragte der Direktor.

„Ja, sehr“, belehrte der Lehrer, „die gelbe Bachstelze wird in hiesiger Gegend leider immer seltener, die weiße hingegen ist öfters anzutreffen.“

„Dann schießen wir das nächste Mal eine weiße“, lachte der junge Mann mit blitzendem, fehlerlosem Raubtiergebiß und hielt das Tierchen an einem Beinchen hoch. „Se, Bello“, rief er einem Hunde, „schnapp zu und bring's der Raze, die wird auch finden, es sei nützlich.“

„Sei nicht so grausam“, bat das Mädchen.

„Darf ich um das Tierchen bitten?“ fragte rasch der Lehrer, „ich gedenke es für den Anschauungsunterricht in der Schule zu verwerten.“

„Wenn es Ihnen ein Vergnügen macht, hier.“ Er ließ ihm den Federbüschel in die hohle Hand fallen.

Der Lehrer legte behutsam die Linke über das flaumige Körperchen, nahm dankend Abschied und schritt durch die noch offene Haustüre ins Freie.

Draußen umfing ihn die Maifrösche des Abends.

Gelenken Schrittes ging er die Dorfstraße hinunter, den Kopf voll guter Erinnerungen und seliger Zukunftspläne.

Daheim stürmte er die Treppe hinan und stieß blindlings gegen den Kollegen Holzer, der eben aus der Haustüre trat.

„Bardaux“, rief er dem an die Wand Geworfenen zu. „Fridolin, entgeistere dich und sag einmal, was hältst du von einem Menschen, der mit tödlichem Blei Römerswyl zu einer Kulturwüste macht?“

Lehrer Holzer warf einen flüchtigen Blick auf den toten Vogel, musterte den feiertäglichen, hübschen Kollegen, erriet den Zusammenhang und entgegnete unwirsch: „Er scheint mir weniger gefährlich als jener, der mit hochmütigem Kopfe die Mitmenschen überrennt.“

„Meinst du das im Ernst?“ fragte Lothar erstaunt.

„Ich rede nie anders, als ich denke.“

„Sei kein Griesgram“, mahnte Lothar, sich am sauren Gesicht des Kollegen belustigend. „Ich lasse den Vogel ausstopfen, dann steht er auch dir für den Unterricht zur Verfügung.“

„Behalte deine Vögel für dich“, beschied Holzer. Es fladerte boshaft in seinen wassergrauen Augen.

Lothar lachte unbändig. Er verstand den Wink und entgegnete stolz: „Die ohne Flügel behalte ich bestimmt zur engern Auswahl.“

„Weibernarr“, brummte Holzer und hopste eilig die Stiege hinunter, um aus dem Bereich des Uebermutes zu kommen. Es war selbst für die christlich fromme Seele Fridolins schwer, dem Stachel des Neides zu entgehen, wenn man tagtäglich an ein klausnerisches und entlassungsvolles Leben erinnert war, indes dieser Glückspilz in- und außerhalb der Schule Eroberungen machte, wie ein Prinz von Gottes Gnaden.

7. Kapitel.

Andern Tages erhielt Lehrer Waldauer Besuch von Moriz Fischlin.

Lothar war überrascht, als er den Mann nach heftigem Anklopfen aufgeräumt ins Zimmer treten sah. Die üblen Reden, die sich um diesen Menschen spannen, schienen Lothar schon dem Neukern nach berechtigt. Fischlin besaß einen mächtigen Kopf, spärliche, lichte Haare und einen gekniffenen Mund, in den Winkeln nach oben gebogen. Tiefe Ringe furchten um die Augen.

Fischlin sah sich im Raume um, wie ein Inquisitor. Er lobte die heimelige Einrichtung und besah sich eingehend den Schmuck der Wände. Vor dem Bildnis Goethes und Gottfried Kellers sagte er mit einem musternenden Seitenblick auf den Lehrer: „Hm, Boet!“; vor dem Auszug der Benaten Weltis, Lenbachs Faulenzer, Schwinds Hochzeitsreise und Leonardo da Vincis Abendmahl und einigen moderneren Stichen brummte er: „Hm, Künstler!“; vor Raffels Cäcilia und einigen Musikerilhouetten: „Hm, Musikant!“; vor dem Bilde Pestalozzis und Frankes: „Hm, Pädagoge!“; und vor dem Schwarzdruck der Büste Voltaires von Houde grunzte er: „Hm, Philosoph!“; runzelte die

Stirne und erklärte: „Das ist in Römerswahl gefährlich. Dies Bild müssen Sie auf die Seite schaffen.“ Und in gierigem Aufzuden: „War der Pfarrer schon hier?“

„In meiner Wohnung nicht“, sagte Lothar abweisend.

„Dann geben Sie acht, ein Voltaire an der Wand kann Ihnen die irdische Seligkeit kosten.“

Lothar horchte auf. Er hatte wahrlich dies Bild nicht an die Wand gehängt, um damit seine Gefinnung zu dokumentieren.

„Der Stich hat für mich Kunstwert, honi soit qui mal y pense“, erzürnte sich Lothar.

Fischlins Mund verzog sich bitter, dann forschte er ringsum: „Richtig, da hängt ja auch ein Kreuzifix, schon gut, schon gut, Sie sind gerettet!“

Lothar fragte herb: „Sind Sie ein Untersuchungsrichter?“

„Gott behüte“, leufzte der Zweideutige, „aber wenn Sie gestatten, nehme ich einen Augenblick Platz. Ich kann Ihnen vielleicht einen Dienst erweisen, wenn ich auch vorerst nur mit einem bescheidenen Gesuch vorsprechen möchte.“

Seine Stimme klang plötzlich dünn und demütig. Er nistete sich in die Sofaecke ein und sah den Lehrer durchdringend an, mit fast irren Blicken. Aber Lothars Miene blieb abweisend, er wollte sich von diesem verdächtigen Menschen nichts vormachen lassen.

Fischlin sagte: „Sie wissen, daß ich studiert habe? Sie kennen wohl überhaupt meine ganze Biographie, ja, gebrandmarkt, ja, das verbreitet sich rascher als der Glorienschein eines Tugendboldes.“

„Ich habe von Ihrem Geschick erfahren“, sprach Lothar, „und die Gedanken sind zollfrei, sagt man.“

„Sie sind nicht am Ende Ihrer Tage“, knurrte Fischlin. „Gott sei Ihrem Geschick gnädiger als dem meinen. Aber die Verbrechen suchen selbst einen Sündenbock, wenn der Verbrecher nicht in flagranti erappt wird. Das Volk ist hiebei die Meute und die Schmaroher von oben sind die Jäger.“

Er unterbrach sich und versank in Nachsinnen. Lothar wurde aus diesem Rätselsprechen nicht klug. Wieder nahm Fischlin das Wort: „Aber die schlechtesten Früchte sind es nicht, an denen etcetera. Ich war — nun vorerst, was ich bin. Ich bin Gemeindefekretarius und biete Ihnen kraft meiner Stellung meine Dienste an.“

Lothar lächelte: „Ich habe keine Hilfe nötig.“

„Gewiß, augenblicklich nicht, aber der kluge Mann baut — etcetera und der böse Feind geht um — etcetera. — Zum Exempel! Sie haben den Buben des Präsidenten ins Senfblei gestellt. Sie haben dem Schlingel unentschuldigte Absenzen notiert. Der Präsident hat die unentschuldigten Absenzen nicht bezahlt. Man hat ihn von oben her dispensiert. Was sagen Sie dazu?“



Walter Würzler, Bern-Langenthal: Brunnen in Bern. (Auf dem Rasenplatz zwischen Schönbürg- und Humboldtstrasse.)

„Nichts, der Bub kommt wieder in die Schule und sitzt da, wo ich ihn hingesezt habe. Das andere mögen die von oben verantworten.“

„Brav, die mögen es verantworten. Die kleinen Diebe hängt man, die großen etcetera. Mein ist die Rache, spricht der Herr, etcetera. A propos, darf ich fragen, welche Gründe Sie zu Ihrem schneidigen Vorgehen veranlaßten?“

Lothar bekannte offen: „Keine andern, als daß ich eben Lehrer bin.“

Der andere wiegte schlau den Kopf. Er wollte den jungen Lehrer über seinen Beruf sprechen lassen und teilnahmsvoll zuhören, um ihn dann für seinen Zweck um so gefügiger zu machen, „Herr Lehrer“, sagte er vertraulich, „gewisse Kreise behaupten, Ihr Vorgänger hätte methodisch tadellos unterrichtet — man behauptet das natürlich Ihnen zum Troß — und er sei nur als Mensch ein Fehlgänger gewesen.“

Lothar wollte seinem Vorgänger nicht unbarmherzig die pädagogische Wirksamkeit totfagen. Es schien ihm indessen eine Notwendigkeit, gewisse Mängel hervorzuheben, um seine eigene Arbeit vor Mißkredit zu schützen, aber der jugendliche Eifer ließ ihn gleich heftig anklagen.

Er sprach von der Unordnung, die in der Schule geherrscht haben müsse. Es lasse sich dies schließen aus der Unsauberkeit in den Heften, aus der Unwissenheit der Kinder. Der Unterricht sei weg- und ziellos gewesen, eine Kramschule statt eine Lebensschule. Er unterstrich die Mängel mit dem Hinweis auf einzelne Fächer, so dem Lesen; ein mechanisches Herunterleiern, ein geistloses Plappern, wortwörtliches Nacherzählen, ein Auftragen wie auf den Knopfdruck oder ein ebensolches Erlöschen und Versagen. Und die Geschichte! Ein Blechgeklapper, ein Prahlern mit Schlachten, wo kaum zwei Duzend Hofenboden geritzt worden seien. Lächerlich sei dies einseitige Schilderheben von Kriegshelden, dies Todschweigen jeder Kulturarbeit, der Kulturträger, der Männer des Friedens, der Erfinder, der Staatsmänner, der Friedensprediger, der Dichter, der Künstler, der Ärzte, kurzum, der großen Wohltäter der Menschheit. Und das Rechnen, ein unrationeller Drill! Und die Aufsätze, ein Faulbett des Geistes: Die Wandtafel; unser Tintenfaß; die Kuh und der Esel, ihre Ähnlichkeiten und ihre Unähnlichkeiten; der ordentliche Christian und der unordentliche Franz, eine Charakterisierung.

Fischlin nickte immer zu und lachte zuweilen bellend auf. „Ja, ja, ich kenne das, die Ziege, die Kuh der Armen etcetera. Hingegen in der Geographie muß Ihr Vorgänger vom Fach gewesen sein. Er hatte sich einen Motor angeschafft und fuhr damit im Lande herum, von der Völkerbundstadt bis zum schwäbischen Meer.“

„Glänzend“, rief Lothar heiter, „er hat auch in der Geographie seinen Rekord geleistet. Er ließ genau nach einem

alten Drillbuch erzählen: erstens Lage, zweitens Grenzen, drittens Berge, viertens Flüsse ...“

„Etcetera, ich kenne das: fünftens Bodenbeschaffenheit etcetera“, lachte Fischlin.

Der neue Lehrer von Römerswyl aber wollte sich eine Heiterkeit nicht entgehen lassen und erläuterte: „Da steht zum Beispiel im Büchlein unter Genf, drittens Berge: Keine von Bedeutung. Ich rufe die Buben an die Landkarte. Sie staunen die Karte an wie einen Elefanten, auf dem ein Floh zu suchen ist. Sie forschen auf dem ganzen Gebiet der löblichen Eidgenossenschaft und soweit überhaupt die Karte läuft nach dem Berge: Keine von Bedeutung.“

„Köstlich, köstlich, ja, ja etcetera, ich kenne das: statt die Mißgabelhörner, die Mistgabelhörner, etcetera, haha.“

„Statt Seeufer haben sie ernsthaft Säufer gelesen.“

„Ja, ja, und geschrieben, die Nase riecht, etcetera.“

„In den Naturwissenschaften wurde das Wissen vermittelt ohne Natur. Die Buben kannten außer den Namen für Dinge, die in einem Haushalte vorkommen, weder den Bau einer Blume noch die Beschaffenheit eines Tieres. Sie kannten nicht im entferntesten sich selber. Sie glaubten das Herz in der Gegend des Nabels und die Lunge in den Nasenflügeln.“

Fischlin winkte lachend ab und prahlte: „Kenne das, Herr Lehrer, es gibt nichts Neues unter den Sternen. Aber nun bitte auf ein Wort!“

Das Gesicht Fischlins, das sich eben aufgehellt hatte, erstarrte: „Sie urteilen hitzig und unerbittlich, Herr Waldauer, aber glauben Sie nicht, daß Sie nun die unfehlbare Methode gefunden hätten und durch alle Büsche und Hecken und alles Dornestrüpp hindurch wären und schnurstracks in den Himmel hinein spazierten. So wie Sie urteilen und träumen, habe auch ich es getan. Und Sie sehen, wie kläglich ich zusammengehauen bin.“ (Fortsetzung folgt.)

Frühmorgens vor Bürobeginn. Von Hermann Otfried.

Wie gut, daß es Menschen gibt, die pünktlich sind, und die regelmäßig morgens um dieselbe Zeit aus dem Hause gehen! Wie sollte man sonst wissen, ob man früh oder spät „dran“ ist! Taschenuhren gehen grundsätzlich falsch, der Wecker läuft immer vor, die Uhr im Wohnzimmer pendelt im Laufe der Woche eine Stunde nach, die Küchenuhr will auch ihre Ruhe haben und bleibt über Nacht stehen.

Da bleibt uns nichts anderes, als uns nach den lebenden Uhren zu richten. Wir kommen auf die Straße ... sie ist ganz leer. Es ist also noch viel zu früh — oder zu spät. Wenn dann zufällig der Milchwagen um die Ecke biegt, weiß man: Oha, noch sehr früh! Und noch im Gemüll aller Freiheit kann man die Schritte verlangsamen. Die Verlässlichkeit auf den Briefträger hingegen ist schon durchaus relativ; dessen Pünktlichkeit hängt ganz von der Anzahl der Dienstmädchen in seinem Revier ab.

Aber zum Beispiel jenes ältliche Fräulein, das Morgen für Morgen punkt acht Uhr ihren „Pisi“ herausläßt! Oder Papa Wiedmer, der regelmäßig die Frühstückbröckchen holt!

Und dann die Leidensgenossen, die auch ins Bureau gehen müssen! Ich unterscheide drei Kategorien: die Zufühkommer, die Pünktlichen und die passionierten Zufühkommer. Wenn man sie alle kennt, hat man einen besseren

Maßstab für die Zeit, als ihn alle Uhren der Welt abgeben könnten.

Die Zufühkommer laufen nie. Die haben das nicht nötig. Gottseidank! Sie kommen ohnehin eine Viertelstunde vor Beginn der Bureauzeit an, und wenn wir ihnen durch einen unglückseligen Zufall begegnen, möchten wir uns ohrfeigen, daß wir unsere Zigarette nicht in Ruhe zu Ende geraucht haben. Zufühkommer sind: Buchhalter, Buchhalterinnen, Registraturbeamte und Personalvorsteher.

Die Pünktlichen teilen sich in verschiedene Unterabteilungen: solche, die Prinzipien haben, solche, die Pflichtbewußtsein wenigstens vortäuschen müssen, und solche, die nur durch einen Zufall pünktlich sind, weil ihre Uhr vorgeht. Pünktlich sind Menschen, die sich auf die Arbeit freuen, und Menschen, die nicht verhungern wollen. Was zur Folge hat, daß zu ihrer Zeit die Bahnen stets überfüllt und die Geschäftsstraßen sehr belebt sind.

Die Zufühkommer bilden die interessanteste Kategorie. Hin und wieder nervöse, aufgeregte Gesichter; ab und zu ein eigentlicher Zufühkommer, der krank ist, aber dann zu der Ansicht gelangte, daß es ohne ihn doch nicht gut gehe. Und sonst: Portofassenzüngle, Herren in Stellungen, in denen „sie es sich leisten können“; Damen, denen das Zu-